

In: ÄRZTE-INFO Nr. 11, Januar 1989 (hrsg.v. DRK-Landesverband Westfalen-Lippe), Münster 1989: 6-10

DIE "PANIKPERSON" - PHANTOM ODER REALE BEDROHUNG?

Ein Beitrag zur Panikprävention

Wolf R. Dombrowsky

In den Szenarien erwartbarer Katastrophenabläufe taucht immer wieder eine Figur auf, die von R. Brickenstein (1980) systematisiert und in einen breiteren, sicherheitspolitischen Kontext gestellt wurde: die "Panikperson". Sie erscheint als eine Art menschlicher Virus, der blitzartig größere Menschenmassen erfassen und anstecken kann. Selbst einer "als gefestigt geltenden Population" (Rebentisch 1988:794) scheint die Panikperson gefährlich werden zu können; die "Panikbereitschaft" greift spontan über und entfesselt im pessimalen Falle die gefürchteten Phänomene von "Paniksturm" und "Panikstarre". Rationales Handeln scheint dann ebenso unmöglich wie ein geordneter Einsatz von Hilfs- und Ordnungskräften. Selbst die Infektion der Einsatzkräfte wird für möglich gehalten, so dass letzten Endes Zusammenbrüche der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, aber auch der Führung und Kommunikation befürchtet werden.

Angesichts einer derart radikalen Gefährdung liegt es auf der Hand, nach geeigneten Mitteln zur Panikprävention und -intervention zu verlangen: Wo die öffentliche Sicherheit und Ordnung aufrechterhalten oder wiederhergestellt, die Produktion und Verteilung lebenswichtiger Güter und Dienste und die Versorgung mit medizinischen und sozialen Hilfen gewährleistet werden muss, haben die dafür Verantwortlichen in erster Linie darauf zu achten, dass vor allem die "eigenen Truppen", also die Helferinnen und Helfer so ausgebildet und trainiert sind, dass sie ihren Auftrag erfüllen und psychisch wie physisch durchhalten können. Deswegen sollten sie, wie E. Rebentisch (1988:795) fordert, "stets ... die Ruhe bewahren" und "die Sprachverständigung mit den Betroffenen oder Bedrohten" aufrechterhalten. Besonnenes Verhalten, beispielgebende Anleitung und eine beruhigende, die Situation wahrheitsgemäß erklärende Ansprache erscheinen dann als die wirkungsvollsten Mittel, um einer Infektion durch "Panikpersonen" entgegen zu wirken.

D. Ploog (1988), H. Schuh (1987; 1984), W. Dombrowsky (1982; 1985) und andere haben anhand konkreter Fälle und Einsatzerfordernisse die prinzipielle Möglichkeit zur Panikprävention und -intervention aufgezeigt, doch belegt eine kritische Durchsicht der verschiedenen Ereignisanalysen, Lehrbücher,

Leitfäden und Ausbildungsvorschriften, dass es kaum situativ wirksame Steuerungsmittel gibt. Empirischen Bestand hat eigentlich nur eine Erfahrung: Interventionen *nach* Ausbruch einer Panik haben so gut wie keine, präventive Maßnahmen *vor* extremen Belastungssituationen haben dagegen hohe Erfolgchancen. Die verschwindend wenigen - und daher immer auf's Neue zitierten Beispiele, wo beherzte Aktionen Einzelner in einer Panik geordnete Verhaltensweisen spontan organisieren konnten, durchziehen daher die Literatur wie die berühmten "*missing links*" die Anthropologie.

Zweierlei sticht an dieser Stelle ins Auge: 1.) Eine systematische Panikintervention scheint es bislang noch nicht zu geben. Wo aber Interventionen eher zufällig und spontan gelingen, kann es mit dem grundsätzlichen Wissen über die effektive Beeinflussung von Panik-Verhalten nicht weit her sein. 2.) Da Panik vornehmlich dort ausbrach, wo auf präventive Vorkehrungen verzichtet oder gegen sie verstoßen wurde, erweist sich Panik als folgerichtiges, d.h. aus den situativen Mängeln und Fehlern logisch herleitbares Ergebnis.

Beide Gesichtspunkte sind für den Praktiker gleichermaßen folgenschwer, wengleich Mißverständnissen vorzubeugen ist. Der Mangel an gesicherten und erprobten Interventionsstrategien (und die damit verknüpfte Flucht ins imperative Ungefähr - "Ruhe bewahren!", "Panik vermeiden!") gründet nicht wirklich in Unkenntnis. Die empirische Panik-Forschung weiß inzwischen über Entstehung und Ablauf von Panikereignissen sehr genau Bescheid und kann durchaus die Bedingungen nennen, die zum Entstehen einer Panik führen und somit auch eine Panik vermeiden helfen. Gerade diese Bedingungen aber sind beinahe ausschließlich präventive, mittel- und langfristig vorzubereitende Maßnahmen, die auf das unmittelbare, situative Verhalten des Menschen in einer Belastungssituation kaum Auswirkungen haben. Man kann das Problem auch so formulieren: Die empirische Panikforschung vermag sehr wohl aus den Bedingungen des Handlungsraumes (z.B. Kino, Disco, Stadion o.ä. - d.h. Architektur, Klima, Licht, Fluchtwege etc.), den von diesen räumlichen Bedingungen beeinflussten Reaktionen (Mensch-Raum-Interaktionen) sowie den sozialen und psychischen Interaktionen der Raumnutzer untereinander (Mensch-Mensch-Interaktionen: d.h. "typisches" Kino-, Disco- oder Fan-Verhalten) Panikwahrscheinlichkeiten abzuleiten, aber sie vermag nicht zu sagen, warum die Handelnden in einer spezifischen Belastungssituation nicht in der Lage waren, sich aus den kollektiven Abläufen zu lösen und ein Verhalten durchzusetzen, das (aus der Retrospektive) insgesamt "rationaler" gewesen wäre.

Hier nun zeigt sich das theoretische Problem von Panik. Die Frage nämlich, wie Menschen in Gefahr und innerhalb kollektiver Erregungszustände agieren, führt unweigerlich in die Gefilde der Biologie, der Medizin, der Psychologie,

der Anthropologie und der Philosophie. Die Mehrzahl der mit Panik und Menschenmassen befassten Fachvertreter - von Le Bon bis Canetti, von Freud bis Broch, von Reiwald bis Domizlaff und Schwarz (vgl. dazu Dombrowsky/Schorr 1986) - argumentieren dabei auf der Grundlage mehr oder weniger explizierter Menschenbilder und mehr oder weniger empirisch begründbarer Kausalerklärungen. Einig ist man sich, neben allem Schulen- und Disziplinenstreit, nur darin, dass der Einzelne nicht mehr Herr seiner selbst und nicht mehr Herr der Situation ist. Das Rationale wird von den Affekten des evolutionär Früheren (gemeinhin: Stammhirn versus Kortex) und des zwanghaft Kollektiven (gemeinhin: der Masse, der Straße) hinweggefegt.

Nun soll keineswegs gelegnet werden, dass das menschliche Handeln und Verhalten sowohl von archaischen Antrieben und genetisch verankerten Programmen, als auch von massenpsychologischen Einflüssen mitbestimmt wird. Dennoch muss man sich der praktischen Konsequenzen bewusst werden, die der in diesem Bereich obwaltenden theoretischen Akzentsetzungen ausfließen. Sobald man nämlich Panik in erster Linie aus dem Wesen der Handelnden herleitet statt aus den Bedingungen des Handelns, wird Panik unweigerlich zur artgemäßen Konstante, der bestenfalls pharmakologisch oder chirurgisch (lobotomisch), nicht aber willentlich gegengesteuert werden kann. Jede Paniktheorie, die phylogenetisch argumentiert und/oder die Entstehung von Panik als Pathologie begreift, verbaut sich daher die Möglichkeit, soziale, psychische und kulturelle - im weitesten Sinne gesellschaftliche - Verursachungen und autonome, rein kognitive Steuerungen in Betracht ziehen zu können.

In welchem eminentem Sinne diese theoretischen Überlegungen praktische Auswirkungen haben, sei an einem Strang der menschlichen Entwicklungsgeschichte demonstriert, der wie kaum ein anderer zu verdeutlichen vermag, dass biologisch angelegte, instinktresiduale Verhaltensprogramme durchaus kulturell überformt und willentlich in den Griff zu nehmen sind. Gemeint ist die menschliche Sexualität und die kulturell vielfältige Art, sie denkend, d.h. bewusst beherrschbar, in den Griff zu bekommen. Wer heute einen FKK-Strand oder eine öffentliche Badeanstalt besucht, in der textilfreies Baden und Sonnen erlaubt ist, wird sich kaum für abnorm halten, nur weil bei ihm eine Reiz-Reaktions-Kette ausbleibt, die jedem Pavian-Männchen beim Anblick eines bloßen roten Hinterteils zur Lust gereichte. Im Gegenteil, alle Beteiligten halten es für "normal", d.h. für situativ angemessen, gerade nicht sexuell zu reagieren, sondern sich gegenseitig intellektuell derart auf Distanz zu halten, wie es in Jahrhunderten zuvor nur durch strikte Tabus und extrem verhüllende Kleiderordnungen erreicht werden konnte. Wer sich heute die Bademode anschaut, wie sie zu Beginn der öffentlichen Badekultur getragen werden musste, der wird unschwer feststellen, dass die Sexualisierung von

Körperpartien eine weitgehend kulturelle Leistung ist und Sexualität insgesamt, also nicht nur beim Baden, durchaus willentlich, mit Hilfe kultureller Überformungen (der Mode, der Gerüche, der Hygiene), gesteuert werden kann.

Obgleich die kulturelle Formung der menschlichen Sexualität ein langfristiger, individuell nicht bewusst herbeigeführter Prozeß ist, lassen sich die Prinzipien biologischer Überformung durchaus auf das Problem "Panik" übertragen. Zu fragen ist nämlich, warum es nicht möglich sein sollte, die angeblich biologisch verankerten Dispositionen zu Panik und zu Angstreaktionen in Gefahrensituationen ebenso einer willentlichen Beherrschung zuzuführen, wie es im Bereich des Sexuellen seit langem gelingt. Der strategische Vorteil einer solchen Fragestellung leuchtet unmittelbar ein: Wo man bislang glaubte, einem entwicklungsgeschichtlichen Handicap ausgeliefert zu sein, könnte man nun nach Strategien suchen, mit denen sich das biologische Erbe kulturell beherrschen lässt.

Dass eine solche kulturelle Beherrschung prinzipiell möglich ist, zeigt nicht nur die Geschichte der menschlichen Sexualität. Auch die scheinbar unbeherrschbaren Reiz-Reaktionsmuster des Reflektorischen lassen sich mental in den Griff nehmen: Jedes Sicherheits-Training für Autofahrer vermittelt Kenntnisse über "psycholinguistisches Programmieren", über die Fähigkeit also, durch beständiges Wiederholen spezifischer Verhaltensregeln (z.B. des Satzes: "Hase - Draufhalten", "Hase - Draufhalten") den sonst obsiegenden spontanen Impulsen zu entgehen. Plötzlich auftauchende Gefahren werden dann nicht mehr "instinktiv", also gedankenlos (z.B. durch unkontrolliertes Bremsen oder Lenkungsverreißen) pariert, sondern mit Bedacht, d.h. situativ angemessen beantwortet.

Natürlich führt ein solches Verfahren schnell an Grenzen. Der auf "Hase" und "Draufhalten" programmierte Autofahrer wird zwangsläufig zum Selbstmörder, wendet er das Verfahren auch dann an, wenn sich eine Kuh auf die Fahrbahn verirrt haben sollte. Das Verfahren der bewussten Reflexbeherrschung greift also nur, wenn gerade nicht automatisch, sondern fallbezogen reagiert wird. Das aber bedeutet, dass eine wirkungsvolle Selbstprogrammierung außerordentlich differenziert sein muss, damit auf die sehr unterschiedlichen Auslöser von Schreck und Angst trotzdem angemessen reagiert werden kann.

Betrachtet man den Vorgang eingehender, so bewirkt die Technik der Selbstprogrammierung eigentlich ein Doppeltes. Zum einen soll präsent gehalten werden, dass bestimmte Gefahren drohen und zum anderen soll an jede dieser möglichen Gefahren eine angemessene Reaktion gekoppelt werden, damit im Fall der Fälle gleichfalls ein Doppeltes zur Wirkung kommt: Da man mit realen Gefahren rechnet, werden Geist und Körper von Schreck und Angst nicht

überflutet und es bleibt Raum und Zeit für angemessene Reaktionen.

Von der Theorie nun zur Praxis. Vorgeschlagen wird ein Spiel, das bei der nächsten Autofahrt mit der Familie oder mit Freunden, auch mit den Kameradinnen und Kameraden, ausprobiert werden kann. Das Spiel beginnt mit dem Auftauchen des "Wildwechsel"-Vorsichtszeichen. Einer der Mitfahrer ruft ohne Vorankündigung einen Tiernamen (Hase, Reh, Hund etc.); der Fahrer muss daraufhin ohne Zögern seine Reaktion mitteilen (nicht ausführen, natürlich). Gemeinsam wird dann diskutiert, ob und warum eine solche Reaktion (z.B. "Bremsen", "Ausweichen", "Draufhalten" etc.) angemessen gewesen wäre. In fortgeschrittenen Spielverläufen kann man die Gefahrenquellen erweitern und variieren: Ein Kind rennt auf die Fahrbahn, ein umgestürzter Baum blockiert die Weiterfahrt... Je intensiver und variantenreicher man spielt, desto schneller dämmert die Einsicht, dass die Kapazität der Programmierungstechnik immanente Grenzen hat. Bei drei Kühen auf der Fahrbahn, hoher Geschwindigkeit und Gegenverkehr nützt weder Bremsen noch Ausweichen. Und ist auch der Ausweg ins Feld versperrt (durch Leitplanken, Bebauung, Wald o.ä.), dann weiß man, dass man für bestimmte Bedingungen auch mit der besten Verhaltens-Programmierung keine Chance mehr hat.

Was sich nun erschließt, ist das, was D. Claessens (1965) "Proportionendenken" genannt hat: Wir leben in derart vernetzten Kausalzusammenhängen, dass einfache Wenn-Dann-Beziehungen untaugliche Aussagen über Wirklichkeit darstellen. Wenn Hase, dann Draufhalten ist eben nur wirkungsvoll, wenn alle sonstigen Handlungsbedingungen keinen Einfluß haben. Doch wann hält sich die Realität schon an diese exklusive Bedingung? Weit eher haben wir es mit mehrfach gekoppelten Relationen zu tun, bei denen die Veränderung einer Variablen sogleich Veränderungen des gesamten Wirkungsgefüges herbeiführt. Das "Wenn-Pudel- Dann-Draufhalten" wird sofort zum Wahnsinn, wenn hinter dem Pudel ein Mütterchen auf die Straße stürzt, das ihn halten will. So gesehen handeln wir immer innerhalb von Szenarien zu- bzw. abnehmender Wahrscheinlichkeiten, d.h. es erscheint uns äußerst unwahrscheinlich, dass in einem Waldstück ein Pudel samt Besitzerin auf die Straße stürzt, das warnende Hupen überhört wird, links und rechts keine zwei Meter Platz mehr sind und aufgrund völlig überhöhter Geschwindigkeit, Nieselregen und Laubbefall ohnehin kein vernünftiges Manöver mehr helfen kann. Viel wahrscheinlicher ist es, dass sich in jedem Moment das tatsächliche Verhalten des Fahrers als eine Resultante aus sämtlichen Informationen ergibt, die im Moment des Fahrens als relevant wahrgenommen und die unbewusst wirksam werden. Tageszeit, Wetter, Straßenverhältnisse, Verkehrsdichte, aber auch Gesundheitszustand, persönliche Einflüsse (Sorgen, Zeitdruck, Streß o.ä.) und Ablenkungen (Radioprogramm, Mitfahrer, äußere Sinneseindrücke) führen daher zu dem, was gemeinhin als "angemessenes" Verhalten bezeichnet wird: Innerhalb der jeweiligen Bedingungen pegelt sich ein halbwegs

vernünftig darauf bezogenes Verhalten ein. Das Verhalten wird immer vernünftiger, je mehr situative Variablen erkannt und beachtet werden, so dass letzten Endes die Technik der Selbstprogrammierung dazu befähigt, immer mehr Handlungsbedingungen zu berücksichtigen und, entsprechend der Abwägungen von Gefahren und Reaktionschancen, den Gesamtrahmen des Handelns zu ändern, sobald sichtbar wird, dass unter momentanen Bedingungen keine Reaktionschance gegeben wäre: Wer also glaubt, dass beim Eintritt einer vorgestellten Gefahr jede wirkungsvolle Reaktionschance verbaut wäre, der wird selbstverständlich die Gesamtbedingungen dadurch ändern, dass er sofort vom Gas geht und auf neuem Wahrscheinlichkeitsniveau zu überlegen beginnt: Wenn jetzt etwas passiert, kann ich wenigstens bremsen...

Das Beispiel des Autofahrens ist nicht nur deswegen so breit ausgeführt worden, weil in diesem Bereich beinahe jeder auf eigene Erfahrungen zurückgreifen kann, sondern auch, weil es, wie zahlreiche Unfälle belegen, relativ "paniknah" ist. Deshalb lassen sich die Überlegungen zur Verhaltens-Programmierung auch für die Panikprävention nutzen. Jeder Kino-, Disco- oder Stadionbesuch (um die häufigsten Orte von Panikausbrüchen zu nehmen) eignet sich, genau wie das Autofahren, zum "Assessment-Spiel". Als Assessment bezeichnet man nichts anderes als die systematische Abwägungen der Folgen und Folgenfolgen von Entscheidungen oder Maßnahmen: So kann man durchaus Szenarien durchspielen, nach dem Motto: "Was wäre wenn...". Was wäre, wenn jetzt ein Feuer ausbräche? Behielte ich im Dunkeln die Orientierung? Kenne ich die Notausgänge? Sind sie benutzbar? Erreiche ich sie, wenn alle darauf losstürmen? Indem man so die Bedingungen zu antizipieren sucht, unter denen man im Ernstfall handeln müsste, stößt man alsbald an die Grenzen seines Handlungsrahmens und muss feststellen, dass die eigenen Handlungsstrategien nur geringe Realisierungschance haben, wenn andere aus Unkenntnis, Egoismus, Hilflosigkeit oder anderen Gründen die eigenen Absichten durchkreuzen. Spätestens hier wird die Bedeutung planvoller Kooperation sichtbar und damit die Notwendigkeit, im Ernstfall auf "programmierte" Bündnispartner zu stoßen. Sobald eine bestimmte Anzahl gleichartig Denkender vorhanden ist, steigt die Chance, die Situation positiv beeinflussen zu können.

Wer sich durch Verhaltens-Assessment und -Programmierung vor Panikrisiken zu schützen sucht, der erkennt sehr schnell, dass primär konkrete Gefahrenquellen drohen: verstopfte Fluchtwege, verriegelte Notausgänge, fehlende Kennzeichnung der Fluchtwege, fehlende Notbeleuchtung, desinteressiertes und schlecht ausgebildetes Personal, schlecht gewartete oder fehlende Sicherheitseinrichtungen und gefährliche Materialien (Kunststoffe). Indem das Gefahrenpotential sichtbar wird, verändern sich, wie beim Autofahren, die Proportionen von Wahrnehmen, Verhalten und Konsequenzen: Oberhalb eines bestimmten Gesamtrisikos nützen im Eventualfall

individuelle Strategien gar nichts mehr und kollektive nur noch wenig, so dass es notwendig wird, den gegebenen Handlungsrahmen zu verlassen und nach einem neuen, chancenreicheren Mischungsverhältnis aus Risiken und Reaktionsmöglichkeiten zu suchen. Man kann den Manager ansprechen und auf Abhilfe drängen; man kann die Gewerbeaufsicht oder die zuständige Brandschutzbehörde informieren oder man kann auf den Besuch eines besonders gefährlichen Lokals ganz verzichten und in seinem Freundeskreis die Gründe darlegen und um Verständnis, viel leicht sogar Nachahmung werben. Die Abstimmung der Füße (ausbleibende Kundschaft), die direkte Ansprache oder gar die Beschwerde wirken oftmals Wunder und reduzieren das Gesamtrisiko auf ein erträgliches, kalkulierbares Maß.

Was ist nun gewonnen? Die solcherart Handelnden lernen, situative Gefahrenpotentiale zu antizipieren, sich darauf einzustellen und so mit individuellen "Katastrophenschutz-Plänen" zu verbinden, dass im Ernstfall geistig trainierte Routinen zur Verfügung stehen. Diese mentalen Einsatzpläne sind geeignet, die Schreckphase drastisch zu begrenzen und eine innere, psychische Distanz zum Geschehen herzustellen, aus der heraus jene kühle Ruhe möglich wird, die man zum angemessenen Handeln braucht. Zugleich lässt das Gefahren- und Reaktions-Assessment die Grenzen der eigenen Belastbarkeit erkennen, da die sorgfältige Prüfung der Relation von situativen Gefahren und darauf bezogenen Handlungsalternativen sehr schnell zeigt, wann man mit dem eigenen Latein am Ende ist und die Situation selbst verändert werden muß (d.h. die gesamte Fahrweise oder die Sicherheitsstandards eines Lokals). Dies nun verweist auf Grundsätzliches.

Panik, so könnte man nach all dem definieren, ist der Endpunkt einer Chancenreduktion in dem Sinne, dass den Handelnden rapide und radikal alle Chancen genommen werden, eine lebensbedrohliche Situation nach eigenen Bedingungen positiv zu beeinflussen. Eine solche Definition mag sehr abstrakt klingen, doch faßt sie den hier vertretenen Ansatz am besten. Der Mensch ist ja deswegen Mensch, weil er sein animalisches Erbe, seine Residualinstinkte, durch kulturell erzeugte Sicherheiten, durch Technik, Institutionen und Normen, ausbalancieren und nach eigenen Bestimmungsgründen formen kann. Dies schließt nicht aus, dass er unter pessimalen Umständen in eine Situation kommen kann, in der ihm sämtliche kulturellen Sicherheiten entrissen sind und er in dieser völligen Entblößung von sicherheitsstiftenden Leitungsinstanzen auf die kümmerlichen Instinktresiduen zurückgeworfen ist, die ihm die Evolution zwar gelassen, die aber seine Kultur nicht entfaltet und gepflegt hat. Ein derart reduziertes Wesen ist dann tatsächlich ausser Stande, situativ angemessen zu reagieren. Dies "Panik" zu nennen, erscheint durchaus sinnvoll.

Was folgt daraus praktisch? Im Grunde etwas sehr Einfaches. Wenn Panik der

Endpunkt eines Entblößungsprozesses ist, dann nützt es nichts, den von allen Handlungschancen Entblößten nachträglich Ratschläge oder Fingerzeige zu geben. Besser ist es, sie die Techniken des Risiko-Assessment und der Selbstprogrammierung zu lehren, damit sie zuerst fähig sind, situative Risiken zu erkennen, ihre eigenen Fähigkeiten zu bewerten und zu wissen, wann es klüger ist, den Gesamtkontext zu verändern und präventiv wirksam zu werden oder ob es aussichtsreich ist, in der Gefahr noch Einfluß geltend machen zu können. Sodann ist es notwendig, kollektive Kooperationsformen zu trainieren, um nicht als vereinzelter Einzelner während bedrohlicher Abläufe anderen ausgeliefert zu sein, sondern darauf hoffen zu können, im Zusammenspiel mit Freunden, Kameraden oder einem trainierten Personal ablaufbestimmenden Einfluß zu entfalten. Die dazu notwendigen Trainingsprogramme sind ansatzweise vorhanden und es wäre zu wünschen, wenn die im Rettungswesen und im Katastrophenschutz mitwirkenden Kräfte mit gutem Beispiel vorangingen und unter Beweis stellten, dass Panik kein genetisches Schicksal, sondern ein durch Vernunft vermeidbares Fehlverhalten ist.

Literatur

Brickenstein, R.: "Psychiatrische Maßnahmen zur Verhütung und zur Bewältigung panischer Reaktionen", Dtsch. Ärzteblatt 79, 1982:49-54

BMI, Bundesminister des Innern, Schutzkommission (Hg.): Katastrophenmedizin. Leitfaden für die ärztliche Versorgung im Katastrophenfall. Bonn 1982

Broch, H.: Massenpsychologie. Zürich: Rhein-Verlag 1959

Canetti, E.: Masse und Macht. Frankfurt/M.: Fischer 1980

Claessens, D.: Instinkt Psyche Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens. Eine soziologische Anthropologie. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1970

Claessens, D.: "Rationalität revidiert", KzfSS 17, 1965:465-476

Dombrowsky, W.R.: "Panikmache. Über echte und falsche Gespenster", ZIVILVERTEIDIGUNG 1982, Nr. 3:41-46 und Nr. 4:49-53

Dombrowsky, W.R.: "Tod und Spiele. Soziologische Anmerkungen zur Fußballkatastrophe von Brüssel", ZIVILVERTEIDIGUNG 4/1985:11-18

Dombrowsky, W.R./Schorr, J.K.: "Angst and the Masses. Collective Behavior Research in Germany", MASS EMERGENCIES AND DISASTERS, 4, 1986, 2:61-89

Domizlaff, H.: Brevier für Könige. Massenpsychologisches Praktikum. Hamburg: Verlag Institut für Markentechnik 1968 (1942)

Freud, S.: Hysterie und Angst. Studienausgabe Bd. VI, hrsg. v. A. Mitscherlich u.a. Frankfurt/M.: Fischer 1982

LeBon, G.: Psychologie der Massen. Stuttgart 1938 (1895)

Ploog, D.: siehe BMI

Rebentisch, E.: Handbuch der medizinischen Katastrophenhilfe. Hrsg. im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirates der Bundesärztekammer. München-Gräfeling: Werk-Verlag Dr. Edmund Banaschewski 1988

Reiwald, D.: Vom Geist der Massen. Zürich 1948

Reiwald, P.: Eroberung des Friedens. Psychologische Grundlagen der neuen Gesellschaft. Zürich, New York: Europa Verlag 1944

Schuh, H.: "Kollektives Verhalten in der Katastrophe - Beurteilungshilfen und Führungsmaßnahmen", in: Faust, V. (Hrsg.): Angst, Furcht, Panik. Stuttgart: Hippokrates Verlag 1987:225-234

Schuh, H.: "Panik? Psychologische Aspekte der Menschenführung", Truppenpraxis 5/1984:314-317

Schuh, H.: Ausbildung der Freiwilligen Feuerwehren. Lehrblätter für die Ausbildung von Führungskräften zum Thema: Verhalten in der Katastrophe; Informieren und Warnen. Hrsg. v. Landesfeuerwehrverband Nordrhein- Westfalen e.V. 1986

Schwarz, U.: Die Angst in der Politik. Düsseldorf, Wien: Econ 1967